Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 39

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Werner Wollenberger

Der Rorschacher Trichter

220

Die Glosse: **Der Ausgerechnete**

Falls Sie es noch nicht gewußt haben sollten: wir leben in einer Zeit der Hochkonjunktur.
Das hat seine Vorteile. Es geht einem ganz gut dabei. Vorausgesetzt natürlich, daß man nicht Programm-Direktor bei der schweizerischen Television ist.
Aber wo das goldene Licht des vehement zirkulierenden Vreneli strahlt, zeichnet sich auch der Schatten des Mißstandes ab.
Weniger poetisch ausgedrückt: die galoppierende Hochkonjunktur ist anderseits Anlaß zu mancherlei Leid.
(Klammer auf: ich spreche nicht von der psychischen Fettsucht, die sie mit sich bringt. Ich sage auch nichts von der seelischen Verstopfung, die ihr mitunter auf dem zu großen Fuße folgt. Selbst von der Wohlstandsverwahrlosung der Sitten will ich züchtig schweigen. Nichts Philosophisches komme über meine Lippen, alles Populär-Theologische sei für einmal ferne. Klammer zu.)
Ich meine ganz reale Beschwerden. In den Geschäftsbüchern zu verzeichnende, statistisch erfaßbare.
Zum Beispiel gibt es den Personal-Mangel.
Von seinem Ausmaß kann man sich eine annähernde Vorstellung machen, wenn man die samstägliche Inseraten-Plantage einer größeren Zeitung durchschweift. Zunächst beeindruckt einen schon die Tatsache, daß sie solch unglaubliche Dimensionen hat, die Plantage. Die Zahl der Inseraten-Seiten verhält sich zur Zahl der Feuilleton-Seiten wie ein Tümpel zum Bodensee, die EFTA zur EWG und die Qualität der Walliser Aprikosen zu deren Quantität. Bessere Mathematiker können unter Zuhilfenahme eines Rechenschiebers vielleicht auch konkrete Zahlen nennen, ich bin kein besserer Mathematiker, ich bin nicht einmal ein schlechterer. Ich bin überhaupt keiner.

Noch erstaunlicher ist allerdings die Art, in der Geschäfte, Betriebe, Unternehmen und Fabriken um neue Mitarbeiter werben. Wo früher die schlichte Mitteilung, es sei da eine Stelle zu vergeben, genügte, wird heute verlockendster Wort-Köder ausgelegt. Es gibt nichts, was man sich nicht einfallen lassen würde, um eine neue Sekretärin oder einen zusätzlichen Verkäufer zu angeln. Der Ideenreichtum ist beängstigend, die Originalität wütet wild.
Neulich fand ich (allerdings in deutscher Zeitung) ein Inserat, in der ein großes Unternehmen Putzfrauen suchte. In psychologischer Notwehr suchte es natürlich keine Spettfrauen, sondern Hausbeamtinnen mit Vorkenntnissen in der Parkettpflege. Nebenbei verwandte das Inserat auch noch den Ausdruck «Möbelkosmetikerin».
Eine andere Zeitung (diesmal eine schweizerische) überschrieb ihren Hilferuf nach einer Sekretärin mit einem feistgedruckten Ausruf: «Achtung, interessante Wette!» Darunter erzählte ein junger Bürovorsteher, daß er mit dem Chef gewettet habe, er finde binnen einer Woche die unumgängliche neue Privatsekretärin. Es handle, so bemerkte der Mann, sich um einen höheren Betrag. Und er sei selbstverständlich nur allzu gerne bereit, fifty-fifty zu machen, falls er die Wette gewinne.
Doch all' das ist nichts gegen das Inserat, das ich vorletzten Samstag in mehreren Zeitungen der Stadt Zürich gefunden habe. Es ist, ich muß das sagen, ein richtungsweisendes Inserat. Es eröffnet Perspektiven, wie man sie sich zukunftsträchtiger überhaupt nicht denken kann.
Da wurden also einem jungen Manne von einem Betrieb der Rechnungs-Maschinen-Branche tausend monatliche Franken offeriert.
Dieses Angebot ist nicht neu.

Absolut neu ist indessen, daß sich dieses tausendfränkige Gesamthonorar aus zehn einzelnen Posten von je 100 Franken zusammensetzt. Der junge Mann erhält demnach also für ‹Intelligenz› hundert Franken pro Monat und weitere Beträge dieser Höhe für ‹Mehrsprachigkeit›, ‹Höhere Schulbildung›, ‹Zuverlässigkeit› und ‹Guten Charakter›.
Ich habe lange über dieser Annonce gebrütet. Ratlosigkeit erfaßte mich in zunehmendem Maße. Tausend Fragen (in Raten zu je hundert) stürmten auf mich ein.
Etwa:
Wieso wurden die einzelnen Eigenschaften eigentlich alle gleich hoch veranschlagt? Ist es gerecht, einem Menschen hundert Franken für eine Intelligenz, die er von seinen Eltern mitbekommen hat, zu offerieren? Man honoriert damit keinerlei persönliche Leistung. Man schenkt ihm quasi das Geld. Es hätte also vollauf genügt, ihm für die Intelligenz nur einen einzigen symbolischen Franken zu offerieren. Die verbleibenden neunundneunzig anderen hätte man dafür zu den schäbigen hundert Franken für die Zuverlässigkeit schlagen können. Ich sage ‹schäbige hundert›, weil ich diesen Betrag für die Zuverlässigkeit, die eine maximale persönliche Anstrengung voraussetzt, für untersetzt halte. Wievieler Opfer bedarf ein zuverlässiger Mensch, wievieler persönlicher Verzichte, welch große Ehrfurcht vor dem Strafgesetzbuch!
Und dann bitte: hundert Franken für einen guten Charakter! Ich gäbe mindestens das Doppelte davon aus, wenn ich ihn mir irgendwo erwerben oder wenigstens auf Lebzeiten ausleihen könnte! Und ich kenne eine ganze Reihe erwachsener Menschen, die guten Charakter in Gold aufwiegen würden. Welche Inflation des Charakters, wenn man ihn sogar bei wichtigen Mitarbeitern nur so tief veranschlagt! Und stellen Sie sich vor: wenn man den Mann ohne guten Charakter erwerben würde, käme er ja immer noch auf neunhundert Franken im Monat! Das heißt: er käme bloß auf neunhundert, denn üblicherweise verdienen Leute mit schlechtem Charakter wesentlich mehr und Leute ohne jeglichen Charakter besitzen die ideale Voraussetzung für das Ansammeln immenser Reichtümer.
Hier stellt sich übrigens eine weitere Frage: warum wurden die einzelnen Eigenschaften nicht noch einmal in sich selbst detailliert?
Nehmen Sie beispielsweise den Charakter: für einen sehr guten hätte man bestimmt zweihundert offerieren können (meinetwegen auch zweihundertfünfzig), für einen immerhin noch überdurchschnittlichen etwa 125, für einen mäßig brauchbaren 64, für einen schlechten 2.75 und für gar keinen ...
Nächste Frage: warum keine Abzüge?
Warum nicht für gar keinen Charakter einen monatlichen Abzug von sechzig Franken? Wenn die Firma trotzdem 1000 Franken für ihren Mitarbeiter ausgeben will, kann sie den Betrag ja – gerecht unterteilt – zu den anderen Teilbeträgen addieren. Die Quote für ‹Höhere Schulbildung› könnte um 33 Franken erhöht werden. Nur beispielsweise.
Weitere Frage: was passiert, wenn der junge Mann noch eine zusätzliche Eigenschaft besitzt? Zum Beispiel, wenn er ein parodistisches Talent besitzt und am Telephon die Stimme des Chefs nachahmen kann? Gibt es da einen Zuschlag? Und hat er nicht sogar das Recht, einen zu verlangen? Wenn man seine übrigen Eigenschaften honoriert, soll man auch seine zusätzlichen bezahlen.
Es ist, wie gesagt, ein richtungsweisendes Inserat. Ich könnte mir vorstellen, daß es sich sogar zu einem Gesellschaftsspiel auswachsen könnte. Rechnen Sie sich doch an einem langen Winterabend einmal aus, was Sie Ihrem Chef wert sind! Zählen Sie alle Ihre Eigenschaften detailliert auf und honorieren Sie dieselben. Rechnen Sie sich, wenn Sie dieses Spiel hinter sich haben, aus, was Sie Ihrer Frau als Ehemann wert sind. Lassen Sie Ihre Frau ausrechnen, was Sie ihr wert sind. Rechnen Sie Ihrer Frau vor, daß sie nicht rentiert und lassen Sie sich von Ihrer Frau vorrechnen, wie wertvoll sie ihnen ist. Vergleichen Sie die Resultate und lassen Sie sich anschließend vom Friedensrichter das weitere Vorgehen erklären!
Ich habe die Rechnung für mich selbst angestellt.
Hier ist sie: ‹Intelligenz› 0.75 (Durchschnitt aus Intelligenz nach schlaflosen Nächten, Intelligenz am späteren Abend, Intelligenz am Montagmorgen, Intelligenz in Gesprächen, Intelligenz beim Schweigen, Intelligenz beim Schreiben, Intelligenz beim Erfinden von Ausreden). Die weiteren Budget-Stellen (die ich nur summarisch nenne): ‹Zuverlässigkeit› minus dreitausendachthundert, ‹Mehrsprachigkeit›

178

Was auch sie
als Kind schon lernte,
haben wir
erneut entdeckt:
dass er uns
zur Zeit der Ernte
wohl vielleicht
am besten schmeckt.

Tilsiter

Drum ghört Tilsiter uf e Tisch!
Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.

82.02 (0.2 für Kenntnisse im Zürichdeutschen), ‹Höhere Schulbildung› 67.– (Betrag an Vater zu überweisen!) usw. Zusammen mit dem Honorar für ‹Treue›, ‹Arbeitseifer›, ‹Ausdauer›, ‹Geschicklichkeit›, ‹Takt›, ‹Phantasie›, ‹Grammatik-Kenntnisse›, ‹Orthographie›, ‹Kommazeichen›, ‹Charme›, ‹Verbindlichkeit› und zusammen mit den Abzügen für ‹Einfallslosigkeit›, ‹Leichtsinn›, ‹Geistige Kleptomanie› und ‹Plattheit› komme ich auf ein Monatseinkommen von minus 460 Franken. Wie ich davon leben soll, ist mir nicht ganz klar.
Vielleicht melde ich mich bei der Firma?
Vielleicht aber mache ich ein Reklamebüro zur Gestaltung von Stellenangeboten auf. Ich hätte eine Idee: Sekretärinnen werden in Fünflibern aufgewogen. Das Geld wird auf einem Sperrkonto angelegt. Für jeden Tipp-Fehler wird ein Fünfliber abgezogen. Für jeden fehlerlosen Brief wird ein zusätzlicher überwiesen. Das Verfahren kann auf andere Fehler und Mängel ausgedehnt werden.
Eine dumme Idee?
Möglich!
Aber doch wohl kaum dümmer als die andere, oder?

DAS ECHO

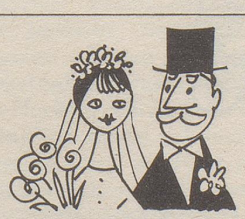
Wer schreibt, dem wird geschrieben ... Weil ich aber in letzter Zeit des öfteren geschrieben habe, um für gewisse Menschen ein gewisses Mitleid zu erwecken, hat man mir eben auch nicht unselten Briefe geschrieben, in denen ich aufgefordert wurde, Mitleid für wieder andere Menschen in wieder anderen Nöten zu erregen.
Mit dieser vorsichtigen Formulierung umschreibe ich ein paar Briefe, die man – unvorsichtiger und unvornehmer – auch ganz schlicht und knapp als ‹Bettelbriefe› bezeichnen könnte.
Nicht daß ich etwas gegen solche Schreiben hätte. Ich bekomme sie, ich lese sie und ich bin über sie in hohem Maße beunruhigt. Der winzig kleine Bruchteil der Nöte unserer Zeit, der da an mich herangetragen wird, legt mir die Vermutung nahe, daß die Not in allen Teilen der Welt und das Leid in gewissen Gebieten der Schweiz übermäßig groß seien. Größer und drückender als es erlaubt wäre. Schlimmer als es sein müßte in einer Welt, die theoretisch sehr wohl in der Lage wäre, für alle ihre Bewohner in gebührender Weise auf die richtige Art zu sorgen.
Trotzdem: ich bin keine wohltätige Institution und diese Zeitschrift ist nicht das Sprachrohr einer gemeinnützigen Unternehmung. Es ist uns beiden nicht möglich, auf alle diese Bitten einzugehen und sie an eine weitere Oeffentlichkeit zu tragen, so sehr wir das auch mitunter wünschten.
Kommt etwas dazu: mir ist in der Rolle des Wohltäters nicht wohl. Ich geniere mich regelmäßig, wenn man «merci» zu mir sagt. Vielleicht ist es ein Zeichen von Kleinlichkeit des Charakters, aber ich kann mir nicht helfen: beim Wörtchen «Danke» (sofern es mir gesagt wird) laufe ich rötlich an. Es geht mir selbst nur schwer von den Lippen, vielleicht ist das der Grund. Ich kann mir nämlich vorstellen, daß auch andere daran nahezu ersticken.
Und noch etwas: ich finde es scheußlich, daß heutzutage überhaupt noch Bedarf an Mitleid vorhanden ist. Ich finde es übel, daß es überhaupt noch zu betteln gibt. Das sollte vorbei sein. Deshalb habe ich mich bisher nur in Fällen eingesetzt, die von höchster Dringlichkeitsstufe waren. Prinzipien sind da, um geopfert zu werden, wenn die Wirklichkeit es erfordert. Im Falle der Tibeter-Kinder war der Fall gegeben. In ein paar anderen Fällen, von denen ich Ihnen berichtete, war es desgleichen.
Und sicherlich wäre es auch in ein paar von den Fällen, die mir im Gefälle dieser erwähnten Fälle zugeschwemmt wurden. Aber es ist ganz einfach nicht möglich, überall zu helfen. Ich weiß, daß das feige klingt und den schalen Beigeschmack billiger Ausrede hat. Aber es ist so.
Möge man mir darum gnädiglich verzeihen, wenn ich mich in diesem oder jenem Notfalle nicht einsetze. Ich weiß genau, daß jeder Fall der dringlichste ist, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß ich nicht jeden aufgreifen kann. Obwohl ich sehr viel von meinen Lesern halte, habe ich das Gefühl, auch ihr Mitgefühl sei abnützbar und ich bin beinahe sicher, daß ich ihr Mitleid und ihre materiellen Möglichkeiten in letzter Zeit schon beinahe zu sehr strapaziert habe.
Weil ich eben von Briefen bedürftiger Leute berichtet habe, wäre noch etwas nachzutragen. Unter all' den vielen Schreiben, die ich im Verlaufe der letzten Aktionen bekam, war einer, der mich ganz besonders freute. Ich nenne seine Verfasserin nicht, auch nicht mit Initialen. Sie hat darum gebeten. Aber ich möchte ein paar Stellen aus diesem Brief zitieren. Er hat mir einen großen Eindruck gemacht und er hat mich ganz wirklich gerührt, denn er stammt von einer Frau, die sich selbst als «einfache Arbeitersfrau» bezeichnet und die mir schreibt, weil sie sich geniert, daß es ihr nicht möglich war, ihr Scherflein an die Sammlung für die Tibeter-Kinder beizutragen. Aber, so sagte sie, sie wolle doch wenigstens schreiben, denn sie könne es einfach nicht wortlos hinnehmen, wenn in dieser chaotischen Welt von Zeit zu Zeit auch einmal etwas Gutes geschehe.
Nach solch einleitenden Bemerkungen schilderte die alte Frau ihr Leben. Ich möchte gerne, daß Sie sich das anhören und ich setze den entsprechenden Teil des Briefes genau so her, wie er geschrieben ist:

Seit Kindsbeinen mühe und plage ich mich ab, anständig und recht durchs Leben zu kommen. Meinen Mann heiratete ich aus Mitleid, weil er Waise war.
Er war schon viel krank als unsere drei Kinder noch klein waren, seit vier Jahren ist er total arbeitsunfähig infolge Arthritis. Wir bekamen vom Invalidenverband zuerst gute Gehstöcke und seit einem halben Jahr auch einen Wagen (leihweise). Nun kann ich Ihn herumfahren und für Die Invaliden Kalender verkaufen, vor gängigen Geschäften. Es sind Alle gut zu ihm. Bei schlechtem Wetter ist er Daheim, dann ist er unzufrieden und schwer zu ertragen, aber ich liebe ihn trotzdem.
Früher ging ich in Herrschaftshäuser zum waschen und putzen, auch in der Fabrik. Nun geht es nicht mehr, bin Herzleidend und abgeschafft, auch fordert die Pflege meines Mannes meine Anwesenheit im Haus. Nun habe ich eine Heimarbeit, hören Sie moderner Art. Habe in Unserem Einfamilienhaus sieben Fremdarbeiter, diesen halte ich die Zimmer in Ordnung, wasche, bügle und flicke für sie, es wird mir nie langweilig wegen mangel an Arbeit, bedaure nur, daß ich nicht mehr Kraft habe es besser zu machen. Bin 63 Jahre alt, mein Mann 64.
Wir leben einfach, von der hochgelobten Hochkonyunktur merken wir nicht viel.

Ich weiß nicht, warum mich diese Zeilen so rühren. Vielleicht ist es die ungelenke Art, in der hier ein sehr übliches Leben in sehr üblichen Worten geschildert wird. Vielleicht ist es aber auch die Tatsache, daß diese ungelenken Worte vollauf genügen, dieses Leben plastisch vor einem aufzubauen. So kleine Schreibkunst reicht aus, solch kleines Leben ganz zu umschreiben. Ich glaube, es ist das, was mich hier anrührt.
Und dieses:

Verzeihen Sie mein geklöhne, habe nämlich auch schöne Sachen zu berichten. Wir haben jeden Tag genug zu essen, und angezogen sind wir auch. Habe eine Schwester, der es finanziell besser geht. Die Gute gibt mir Ihre ausgetragenen Kleider, sie passen mir, könnte noch vieles aufzählen, aber es ist zu lang. Das wichtigste hätte ich bald vergessen, wir bekommen ja jetzt auch die Invalidenrente. 180 fr. plus 30 fr. Hilflosen entschädigung.
So hatt sich also unser Wohlstand gebessert und ich kann nach vielem wenden und drehen des Batzens auch einmal selber ein paar Strümpfe kaufen.

Hier endet der Brief.
Die Frau hat ihn nicht geschrieben, um etwas zu bekommen. Sie bittet um nichts. Sie erzählt nur in dürftigen Worten ihr dürftiges Leben ...
Dürftiges Leben?
Ich bin mir da gar nicht so sicher: in einer Weise ist diese Frau reich. In einer Weise ist sie sehr viel reicher als viele reiche Leute, die ich kenne.
Zugegeben: das klingt nach billigem ‹Wort zum Sonntag›.
Aber: ich habe das Gefühl, es stimme trotzdem.
Und ich habe mich sehr darüber gefreut, daß eine alte Frau mir schrieb, nur um zu sagen, daß sie nach langen Jahren der Armut noch immer an das Gute glaube, den ungeliebten Mann zu lieben sich bemühe und selbst im Dunkel ihrer Tage ein Stückchen jenes Himmels ahne, jenes Himmels auf Erden, die unsere Erde ohne Aufhebung von Naturgesetzen sein könnte.



Die junge Gattin war für ihn die allerbeste Medizin.
(Er hat quasi das große Los gezogen!)

Fr. 100 000.—

Haupttreffer Interkantonale Landes-Lotterie

«Alls rächt und guet Heiri aber Du häschs s Gwehr vergässe.»